

Pflichtleistung angesehen. Im zweyten Nachtrage wird der Beweis, daß der niedere Adel von dem Rechte, Lehen und Apterleben zu reichen, nicht gänzlich ausgeschlossen werden könne, aus Urkunden und den Lehnsgefeszen geführt und die gegenseitige Hottomannische und Pertschische Meynung widerlegt. Im dritten Nachtrage, von dem Curator eines abwesenden Lehnmannes, behauptet der Hr. V., daß der Lehnserbe und keinesweges der Allodial-Erbe die Verwaltung des Lehns in Abwesenheit des Vasallen bekomme, wenn man gleich nach der irrigen Meynung den abwesenden erst mit dem siebenzigsten Jahre für todt achten wolle. Am Ende wird als der vierte Nachtrag eine Nassau-Casellenbogische Lehnsverordnung von 1744. beygedruckt.

Mo.

VII.

Histoire de l'Ac. Roy. des Sc. et des B. L. Année 1767. Tome 24. Berlin, 1770. bey Haude und Spener, 502 Quartf. 2 Kupfert.

Physische Classe.

I. **S**r. Marggraf über eine merkwürdige Volatilisation eines Theils von Flußspate durch Säure. Der Flußspat ist derjenige, der in Apotheken unter den Namen Pseudosmaragd u. d. gl. bekannt ist. Er ist oft Würfelförmig, halb durchsichtig, gefärbt, also von dem Flußspate unterschieden, den Hr. M. in vorigen Abhandlungen untersucht hat. Hr. M. beschreibt wie er Sublimate davon, mit Vitriolöle, der Säure des Salpeters, des Kochsalzes, selbst des Weineßigs erhalten. II. Hr. Gleditsch,
vont

vom ökonomischen Gebrauche des Niedgrases (*Carex* Linn. Gen. 482.). Er erzählt die unterschiedenen Arten davon, die in der Mark wachsen. Sie dienen wenig oder gar nicht zur Fütterung. Eine von ihnen, *Innes carex arenaria*, befestigt den Flugsand, (wie in Schweden bekannt ist) ihre Wurzeln, haben mit der Sassaaparillwurzel eine Aehnlichkeit, und zu gewisser Jahreszeit, einen balsamischen Geruch, der zwischen Terpentinöl und Cajaputöl fällt, auch einen süßlichen balsamischen Geschmack, und Tincturen u. d. gl. aus ihnen bereitet, sind denen vom Franzosenholze ähnlich. Hr. G. hat diese ihre Vorzüge schon vor vielen Jahren in seinen Lehrstunden angezeigt, und sie wird mit Nutzen statt der Sassaaparille gebraucht. Aus einigen Arten Niedgras hat man, auf Hrn. G. Vorschlag, mit guten Erfolge solche Arbeiten wie Strohhüte, Strohteller u. d. gl. verfertigt, daher er empfiehlt, dieses weiter zu treiben. Das Niedgras, wo es häufig wächst, verbindet sich und das Erdreich zusammen in sehr feste Stücke, die man mit Nutzen zu Ausbesserung sumpfiger Wege, zu Dämmen u. d. gl. brauchen kann. Hr. G. zeigt noch einige Nutzen an, die man von andern Pflanzen, die bisher für unbrauchbar gehalten worden, ziehen könnte. III. Hr. Cothenius, von der Nothwendigkeit einer Schule zur Vieharzney, nebst Vorschlägen dazu. Die Wichtigkeit, das Vieh physiologisch zu kennen, und gegen seine Krankheiten vernünftige Mittel aufzusuchen, und die Pflichten derer, die sich damit beschäftigen wollen, werden hier mit vieler Einsicht vorge-
tragen. III. Hr. Lambert, über die Geschwindigkeit des Schalles. Die Regel, welche die Theorie hiervon giebt, ist folgende: Man sucht wie hoch eine flüssige Materie seyn müßte, die durchaus so dicht als unsere Luft, wo wir uns aufhalten, und auch so schwer
als

als die Atmosphäre wäre. Die Geschwindigkeit, die ein Körper bekommt, der von der Hälfte dieser Höhe herabfällt, ist die Geschwindigkeit des Schalls. Aber so bekommt man etwa 915. pariser Fuß in einer Secunde, und die Erfahrung giebt wenigstens 1040. Die hauptsächlichste Ursache des Unterschiedes sucht Hr. L. darinnen, daß man in der Theorie vollkommen reine Luft annimmt. Aber die Luft, die man z. E. 850. mal leichter als Wasser findet, ist immer noch mit viel fremden Theilchen vermengt, die selbst ihr Gewicht ansehnlich vermehren können, ohne ihren Raum zu vergrößern; denn Wassertheilchen, die so vielmal schwerer als Lufttheilchen sind, hängen vielleicht zwischen Lufttheilchen, in Stellen die sonst leer wären. Da wir nun vollkommen reine Luft zu Versuchen nicht haben können, so kehrt es Hr. L. um, nimmt die 1040. F. aus der Erfahrung an, und berechnet daraus die Höhe einer durchaus gleich dichten reinen Luft 35816. Fuß. Die Luft die 850. mal leichter als Wasser ist, hätte eben das Gewicht, wenn sie 24192. Fuß hoch stünde. So viel also wird das Gewicht der reinen Luft durch die beygemischten fremden Theilchen verstärkt. Beyde verhalten sich wie 25:37. Weil nun die fremden Theilchen in der Luft, wenn es auch nur Wassertheilchen sind, doch vielmehr eigne Schwere haben, so, daß ein solches Theilchen wohl 800. mal schwerer ist als ein Lufttheilchen, so müssen ihrer sehr wenig in einem großen Raume voll Lufttheilchen seyn. Aus H. L. Zahlen folgt, daß wenigstens 784. Lufttheilchen gegen ein fremdes seyn müssen. V. Hr. Lampert über den photometrischen Theil der Mahlerkunst. Leonard da Vinci sieht den Spiegel als den vollkommensten Mahler an; die finstere Kammer, kannte er vermuthlich nicht. Der Unterschied zwischen beyden ist, daß des Spiegels Bild
hin-

hinter ihm ist, das in der finstern Kammer, auf der Fläche erscheint, die es auffängt. Hr. L. richtete indessen eine kleine finstere Kammer, so zu, daß nur das Glas, das Bild an der hintern Wand machte, und daß ein Auge, aussen an eine Oefnung, gleich beim Glase gebracht, eben das Bild sehen konnte. Da kam es nicht nur ihm, sondern auch andern, die nichts von seiner Vorrichtung wußten, so vor, als stünde das Bild in natürlicher Größe und Entfernung hinter der Wand, daher einige glaubten, sie sähen in einen Spiegel. Durch diesen Versuch, den Hr. L. bey keinem Schriftsteller gefunden hat, kann die finstere Kammer die Stelle eines Spiegels vertreten. Das Werk des Mahlers aber kann, wie auch da Vinci bemerkt hat, nur aus einer gewissen Stelle, eigentlich nur mit einem Auge betrachtet werden, da im Spiegel jedes Auge ein eignes Bild sieht. Hr. L. betrachtete eine gemahlte Landschaft durch ein enges Loch, so daß er nichts als die Landschaft sahe, und da erschienen ihm alle vorgestellten Entfernungen viel schärfer und entschiedener. (Vermuthlich weil ein Kurzsichtiger durch das enge Loch deutlicher sieht, es vertritt bekanntermassen in etwas die Stelle eines Hohlglases, also nicht eigentlich, weil er dadurch die Landschaft allein sahe, als in so fern freylich, jede Empfindung durch Beymischung anderer undeutlich wird.) Aus diesen Erfahrungen schließt Hr. L. ein Gemählde würde die Wirkung des Spiegels, der das vollkommenste Bild darstellt, leisten, wenn es sowol an Perspektiv als an Colorit dem finstern Zimmer vollkommen gleiche. Und da die Perspektiv auf richtige und leichte Regeln gebracht ist, so wäre nur eben das für die Farbengebung übrig. Jeden Gegenstand mit seinen natürlichen Farben zu schildern, ist eine gute Vorschrift zum Anfange, aber sie ist nach H. L. Gedanken nicht zu

läng

länglich. Denn eben die Farbe des Gegenstandes, ändert den Grad ihrer Klarheit nachdem er stärkerem oder schwächerem Lichte ausgesetzt ist, und der Mahler soll der Abbildung diesen erforderlichen Grad der Klarheit geben, und die Schattirungen ausdrücken, die von der Verschiedenheit des Lichtes herrühren, das die unterschiedenen Seiten des Gegenstandes erleuchtet. Also kommt das Wesentliche, in Absicht auf die Farbengebung, auf folgendes an: Was für Unterschiede auch unter den Lichtern seyn mögen, welche die Gegenstände erleuchten, so soll das Gemählde, als einem einzigen Lichte ausgesetzt betrachtet werden, und dem ohngeachtet die Gegenstände so darstellen, als wenn jeder von ihnen, in dem Gemählde selbst, dem Lichte ausgesetzt wäre, dem der Gegenstand, in dem Augenblicke ausgesetzt war, da er gemahlt ward, oder da man annimmt, er sey gemahlt worden. Und das ist ziemlich schwer. Eine Mauer, die ziemlich dunkelgrau ist, kann der Sonnen ausgesetzt, so hell und weiß aussehen, als eine sehr weisse Mauer im Schatten. Noch schwerer ist es dem Mahler seinen Farben alle die Grade der Klarheit oder Dunkelheit zu geben, die in der Natur vorkommen, weil er, Licht abzubilden, nichts hat als die weisse Farbe. So hat Leonard schon bemerkt, daß man einer weissen Mauer, die, als der Sonnen ausgesetzt, vorgestellt seyn soll, nie alle gehörige Klarheit im Gemählde geben wird, ausser wenn man das Gemählde selbst der Sonne aussetzt; alsdenn aber werden die Schatten im Gemählde zu hell, und Gemählde sind auch nicht gemacht in die Sonne gestellt zu werden; man betrachtet sie beym Tageslichte, das gegen den Sonnenglanz eine Art von Schatten ist. Ueberdies, kann der Mahler nicht alle Grade der Klarheit ausdrücken, nur die, die am wenigsten unterschieden sind. Er muß also diese Grade, die

in der Natur weiter von einander absteheⁿ, einander proportionirlich nähern, und dazu eine gewisse mittlere Klarheit zum Grunde setzen. Also kömmt diese Schwürigkeit auf folgendes beydes an: 1) Die Verhältniß zu finden, die jedesmal unter den gegebenen Umständen, zwischen der unterschiedenen Klarheit der Gegenstände, die gegebenen Lichtern ausgeießt sind, Statt hat. 2) Die Verhältniß zwischen der Klarheit der unterschiedenen Mischungen der Mahlerfarben zu finden. Hr. L. hat in seiner Photometrie, Gründe, Lehrsätze, Erfahrungen angegeben, aus denen erhellt, wie sich diese beyden Aufgaben auflösen lassen, und wie sie von ihm schon in unterschiedenen Fällen aufgelöset sind. Er redet auch mit Achtung von des zu Göttingen verstorbenen Mayers Berechnung der Farbmischungen, ob er gleich dabey erinnert, daß vielleicht die Farbe der Mischung sich nicht genau nach dem Verhältnisse der Materien, die man vermischt, richte, auch noch zu entscheiden sey, ob diese Verhältniß nach Maaße oder nach Gewichte soll beurtheilt werden. (Dem Recensenten, hat des seel. Mayers Farben-*triangel* nie was anders geschienen, als eine Anweisung, wie jedweder, der Farben braucht, für sich untersuchen könne, was für Farben aus Mischungen derjenigen Materien entstehen, deren er sich eben bedient. Eine solche Materie, die unter einem gewissem Namen gebraucht wird, z. E. Zinnober, Berlinerblau, hat gewiß nicht allemal vollkommen eben die Farbe in Absicht auf Reinigkeit und Lebhaftigkeit. Also dient M. Berechnung nicht zu einer allgemeinen Regel, sondern nur zu einer Anleitung, wie man in jedem vorkommenden Falle Erfahrungen anzustellen hat. Ohn-gefähr wie der Feuerwerker, den Satz, den er in einem Buche findet, nicht allemal schlechterdings befolgt, sondern nach Beschaffenheit seines Salpeters u. s. w. ändert

bern muß. Außerdem setzt eine solche Berechnung voraus, daß die Theilchen der Farbenmaterien, wenn sie zusammengebracht werden, nicht durch Wirkungen in einander, eine Farbe geben, die sich aus dem Verhältnisse ihrer Mengen gegen einander nicht voraus sehen ließe. Auflösung von Vitriol, zur Tinktur von Galläpfeln gegossen, giebt nicht die Farbe, die man von der Mischung dieser beyden Farben erwarten sollte. Ob nun bey Mischung der Mahlerfarben auch so was vorgeht, das muß blos die Erfahrung entscheiden.) Hr. L. bringt noch bey, wie weit die Empfindlichkeit des Auges für den Unterschied der Schattirungen geht, welches aber sowol als die Anwendung auf die Mahleren, in diesem, schon so weitläufigen Auszuge nicht Platz hat.

Mathematische Classe.

I. Hr. La Grange giebt Zusätze zu seiner Abhandlung über die Auflösung der bestimmten Gleichungen im Jahre 1767. Er braucht die dort gewiesene Gleichung, deren Wurzeln die Quadrate der Differenzen der Wurzeln einer vorgegebenen Gleichung sind, ferner Umstände von dem möglichen oder unmöglichen Wurzeln zu entdecken. Z. E. die vorgegebene, hat lauter mögliche Wurzeln, oder auch mit unmögliche, nachdem in der Gleichung der Differenzen, lauter Abwechselungen der Zeichen, oder auch Folgen sind. Von der Theorie, die Hr. La Gr. daraus herleitet, ließe sich bey ihrer weitem Fortsetzung hoffen, sie werde die Zahl der möglichen Wurzeln bestimmen lehren; die bisher bekannten Regeln, vom Newton und Maclaurin, sind unzulänglich, die von Stirling und den Abbe de Gua nicht zur Ausübung zu bringen. Selbst die Ausdrückungen der unmöglichen Wurzeln lehrt Hr. L. G. aus seiner Theorie finden. Wie man sich den möglichen

D. Bibl. XV. B. I. St. G

lichen Wurzeln durch periodische fractiones continuas nähert, wird weiter ausgeführt, und welches noch niemand gewiesen hatte, gezeigt, daß die Wurzel jeder quadratischen Gleichung auf einen solchen Bruch gebracht werden kann. Nachdem, eine vorgegebene höhere Gleichung rationale Divisore vom ersten oder vom zweiten Grade und zwar diese möglich, hat, nach dem werden, die fractiones continuas, welche die Wurzeln dieser Divisore vorstellen, aufhörend oder periodisch. Diese merkwürdige Eigenschaft, verdient ferner bey Divisoren von höhern Graden untersucht zu werden, die Theorie von den fractionibus continuis, wird überhaupt allgemeiner gemacht, und zu allerley Gebrauche angewandt. II. Desselben, neue Methode, unbestimmte Aufgaben in ganzen Zahlen aufzulösen; Sie gründet sich auch auf Hr. L. G. vorige Lehren von den fractionibus continuis und wird sowohl auf einfache unbestimmte Gleichungen, als auf quadratische angewandt, welches letztere bisher in dieser Allgemeinheit nicht geschehen ist. III. Desselben neue Methode, Gleichungen, deren Coefficienten Buchstaben sind, durch Reihen aufzulösen. Hr. L. G. Methode, die man hier wohl im Auszuge zu sehen verlangen wird, hat die Vorzüge, alle Wurzeln der Gleichungen, nicht wie andere, nur eine zu geben, auf Reihen zu führen, deren allgemeine Glieder und die Umstände, unter denen sie sich nähern, leicht zu finden sind. Nicht nur die Wurzeln selbst, sondern auch was man will für Functionen derselben zu geben, endlich auch bey transcendentischen Gleichungen statt zu finden. IV. Hr. Lamberts trigonometrische Anmerkungen. Vergleichung zweener Winkel, einer zum Kreisse, der andere zur Hyperbel gehörig. (Hr. L. handelt hievon auch in seinen Zusätzen zu den trigonometr. Tafeln 32. und 33. Taf.) Hr. L. ist darauf durch trigonometrische Formeln

gebracht worden, die unter gewissen Umständen unmöglich werden, z. E. die für den halben Tagebogen, unter den Umständen, da die Sonne nicht untergeht. Es ist ihm da eingefallen, daß unmögliche trigonometrische Functionen, mögliche hyperbolische geben, und umgekehrt. (Eine Betrachtung, die in Kästners Analysis des Unendlichen, 325. S. der 1. Ausg. ist angewandt worden, zu erklären, wie unmögliche Kreisbogen und Logarithmen gleichgültig sind.) Der Gebrauch von dieser hyperbolischen Trigonometrie, zeigt sich vornemlich in Abkürzung trigonometrischer Arbeiten, besonders, wenn zu Berechnung von Tafeln, gewisse Theile eines Dreieckes unveränderlich angenommen werden.

Philosophische Classe.

I. Hr. Formens zweite Abhandlung, von der Absicht, und dem Nutzen der Akademien. Er verlange insbesondere von ihnen, die einreißende Halbgelehrsamkeit zu dämpfen. II. Hr. Beguelins fünfte Abhandlung von dem Gebrauche des Satzes des zureichenden Grundes in der Mechanik. Hr. B. behauptet mit Leibnizen, daß die Gesetze der Bewegung nicht nothwendig sind, widerlegt sehr richtig den H. von Fontener, der das Gesetz der Trägheit für einen identischen Satz gehalten hatte, und sucht zu zeigen, daß die Trägheit nicht aus der Undurchdringlichkeit folge. (Das wesentlichste, was sich für diesen richtigen Gedanken H. B. sagen läßt, scheint er, wenigstens nicht deutlich genug, gesagt zu haben. Das Undurchdringliche läßt nichts anders in die Stelle, die es jezo einnimmt, aber könnte es ohne einige Gewalt aus dieser Stelle getrieben werden, so wäre es nicht träg. Ein leerer verschlossener Kasten, ist eben so undurchdringlich, als wenn er voll ist, so viel Trägheit hat er nicht.

In Kaestneri dissertat. mathematic. et phys. Soc. R. Sc. Gotting. exhibitis, wird N. 10. der Begriff der Trägheit, und der Unterschied zwischen träg und undurchdringlich, weiter aus einander gesetzt, wo auch eben das gesagt ist, was Hr. B. in der Folge von dem Gesetze der Trägheit bemerkt, in so fern es zur Fortsetzung angefangener Bewegungen gehört, daß dieses auf den Satz des zureichenden Grundes ankomme. Aber auch bey dieser Anwendung des Satzes des 3. G. muß man etwas genauer aus einander setzen, als Hr. B. gethan hat. Selbst ein bloß undurchdringlicher Körper, könnte ohne 3. G. Richtung und Geschwindigkeit nicht ändern, aber dieser 3. G. dürfte eben nicht das seyn, was in der Mechanik Kraft heißt. Von dieser Kraft erhalten wir nur durch die Empfindung Begriffe, durch das was wir fühlen, wenn wir Körper bewegen; oder ihre Bewegung ändern wollen, und dieses Gefühl allein giebt uns also den Begriff der Trägheit.) Hr. B. sucht ferner zu zeigen, daß die beyden andern Grundgesetze der Mechanik die Zusammensetzung der Kräfte und das Gleichgewicht auf dem 3. G. beruhen, woben er annimmt, daß die meisten Geometern, das Gesetz des Gleichgewichts (so wäre es besser zu sagen, als: der Ruhe, denn bey Ruhe denkt man sich nicht das Bestreben zur Bewegung, das bey dem Gleichgewichte, nur gehindert, vorhanden ist) aus der Bewegung herleiten. (Aber schon Joh. Bernoulli Op. T. III. S. 256. hat dieses als einen Fehler bemerkt, und den Vortrag dieser Grundlehren verbessert. Uebrigens, wenn man sich an gleichen Armen einer Waage gleiche Gewichte vorstellt, so ist alles auf beyden Seiten der Unterlage völlig einerley, was also aus dem Begriffe, eines in der gegebenen Entfernung von der Unterlage angebrachten Gewichts, auf der einen Seite folgt, das folgt völlig aus eben dem

dem

dem Gewichte auf der andern Seite. Also müssen beyde Gewichte zugleich sinken, oder keines, weil das erste unmöglich ist. So fließt dieses Gleichgewicht aus dem Satze des Widerspruchs, nicht des zureichenden Grundes; es ist eine nothwendige Folge aus der Schwere, die freylich was zufälliges ist. Die Geometern, für welche die Frage von der Nothwendigkeit und Zufälligkeit der G. d. B. so wichtig und so verwickelt gewesen ist, hätten bey Wolsen, bedingte und unbedingte Nothwendigkeit, schon längst deutlich auseinander gesetzt finden können. Uebrigens läßt sich, mit gleicher Nothwendigkeit, aus dem Gleichgewichte an der Wage, das am Hebel herleiten, und aus diesem nach Joh. Bernoullis Art, die Zusammensetzung der Kräfte. Hr. B. erwähnt einen andern Satz gar nicht, von dem die Frage mit Grunde gewesen ist, ob er nur eine Hypothese oder eine Folge aus Grundbegriffen ist, nemlich die Vergleichung zwischen der Kraft und den Elementen der Geschwindigkeit und der Zeit. Auch diese Frage hat man in: nothwendig und zufällig eingekleidet.) II. Hr. Joh. Bernoulli, theilt eine Aufgabe mit, auf die er bey Untersuchungen aus der politischen Arithmetick gekommen ist. Eine gegebene Zahl Personen von gleichem Alter, die Hälfte von jedem Geschlechte, verheyrathen sich an einem Tage mit einander; man soll die Wahrscheinlichkeit finden, daß durch Absterben der Hälfte dieser Personen, alle Ehen getrennt werden. Die Frage führt auf Combinationen, daher findet sich am Ende dieses Auffazes die Tafel der figurirten Zahlen, wie in der Arte conjectandi Jacob Bernoullis, des Bruders von des gegenwärtigen Großvater. Da Hr. B. die Sache blos in dieser mathematischen Allgemeinheit betrachtet, so unterscheidet er nur die beyden Fälle, ob die Zahl der Personen zusammen gerade oder un-

gerade ist; in dem letzten, nimmt er an, daß eine Mannsperson mehr sey als eine Weibsperson, und unverheyrathet bleibe. Bey jedem, unterscheidet er noch, ob man die Sterblichkeit bey einem Geschlechte so stark als bey dem andern, annehmen will oder nicht. Einen Begriff von der Frage überhaupt zu geben, setze man zwey Ehepaar: Sollen von diesen vier Personen die Hälfte sterben, so sind folgende Fälle möglich: 1) Beyde Eheleute des ersten Paares; 2) beyde des zweyten; 3) die beyden Männer; 4) die beyden Weiber; 5) der erste Mann, die zweyte Frau; 6) die erste Frau, der zweyte Mann. Unter diesen sechs Fällen, trennen die vier letzten Ehen. Also ist die Wahrscheinlichkeit, daß durch Absterben der Hälfte der Personen, Ehen getrennt werden, $\frac{4}{6} = \frac{2}{3}$. (Man sieht hieraus, daß in H. B. Frage das eigentliche Alter der Leute keinen Einfluß hat, so wenig als andere Betrachtungen, nach denen man sonst die Sterblichkeit zu schätzen pflegt. Dieses hat Hr. B. vermuthlich durch den Ausdruck: gleiches Alter, anzeigen wollen, aber ausserdem, daß eine Ehe zwischen ein paar Personen gleiches Alters nicht sehr gewöhnlich ist, so fällt jedem hieben die Einwendung ein, ob bey einer solchen Ehe, eines so viel Hoffnung zum Leben hat als das andere. Man weis, daß auf diese Frage mit Unterschiede müßte geantwortet werden; nun trifft freylich die Einwendung Hn. B. nicht; sie hätte aber durch einen andern Ausdruck gar können verhütet werden.) III. Hr. Beausobre über die Natur und Nothwendigkeit der dunkeln Vorstellungen.

Schöne Wissenschaften.

I. Hr. Toussaint, über die Wohlthätigkeit als wirksam betrachtet. Die beyden Sätze, die Hr. T. mit Beredsamkeit ausführt, sind: Man ist noch nicht wohl-

wohlthätig, wenn man nur unschädlich ist. Man ist auch nicht wohlthätig, wenn man nur den Willen ohne die That hat. Als ein Beispiel der letzten Art kömmt die Betschwester aus Gellerts Erzählungen vor. II. Hr. Vitaupe, ob das Volk der gehörige Richter der Beredsamkeit ist? Hr. V. wendet dagegen ein, daß dem Volke seine Empfindung und Geschmack mangeln; gesteht aber doch zu, daß die Zuhörer des Cicero und Demosthenes das gehabt haben, (und also widerlegen seine Gründe den Cicero und Quintilian nicht, die von andern Völkern nicht geredet haben.) Am allerwenigsten will Hr. V. dem P. Gisbert glauben, daß das Volk von der geistlichen Beredsamkeit urtheilen könne. Es hat von den Gegenständen dieser Beredsamkeit viel zu wenig Kenntniß, es fühlet ihre Wichtigkeit viel zu schwach. Selbst die Vorstellung unsers Todes rührt uns wenig, weil wir ihn entfernt schätzen. Der geistliche Redner zeigt ihn uns als gegenwärtig, läßt uns gleichsam die Todesstunde schlagen, aber selten ist sein Triumph vollkommen. Es scheint, als gehörte die Illusion, den Todt in eine ferne und ungewisse Zukunft zu versetzen, zu unserm Seyn. Aus diesem urtheile man, was die Kanzelberedsamkeit für Eindruck bey Gegenständen zu machen vermag, wo sie nicht so pathetisch seyn kann. (Das hiesse allenfalls nicht beweisen, daß das Volk von der geistlichen Beredsamkeit nicht urtheilen könne, sondern überhaupt, daß mit derselben nicht viel auszurichten sey. Es kann wohl seyn, daß die geistlichen Redner, die Hr. V. kennt, den gemeinen Mann eben nicht sehr bessern, aber vielleicht ist das auch nicht die Absicht ihrer Beredsamkeit. Unter den Protestanten hat man doch Prediger, die ihrer Gemeinde verständlich und rührend gepredigt haben. Der Prediger, der nur durch die Einbildung eines wahren Todes

schrecken wollte, verstünde seine Pflicht nicht. Wie überhaupt der nicht, der nur Affekten erregen will, nicht gegründete Gesinnungen und eine dauerhafte Gemüthsverfassung erzeugen kann. Das hätte Hr. B. als den Unterschied unserer christlichen Beredsamkeit von der alten republicanischen bemerken sollen, und da würde er gefunden haben, daß Christen, denen ihre Religion und die Quelle derselben nicht fremd ist, es wohl beurtheilen können, ob ihr Lehrer sie unterrichtet und erbauet.) Gänzlich widerlegt nach H. B. Gedanken den P. Gisbert die Erfahrung dadurch, daß einer und derselbe Prediger, der einen Gemeinde gefällt, der andern nicht. (Nach welcher Art zu schliessen auch folgt, daß in Sachen des Geschmacks die Höfe nicht Richter sind, daß von Wissenschaften die Akademien nicht urtheilen können.) III. H. Bequelius Entwurf einer allgemeinen diplomatischen Geschichte von Europa von Carl dem Großen bis 1740. Dieser läßt sich, wie leicht zu erachten, nicht abkürzen; In dessen sieht man die Denkungsart Hrn. B. ohngefähr aus folgenden Aufgaben, die er als die wichtigsten, im Verfolge dieser Geschichte aufzulösen vorhat: 1) Die Eroberungen der östlichen und nördlichen Völker, mit ihren Umständen vorausgesetzt, aus der Reihe der Begebenheiten zu bestimmen, wie die Gesetzgebung und Regierung dieser Völker beschaffen gewesen sind. 2) Den Verfall des carolingischen Hauses, vorausgesetzt, den Ursprung, das Wachsthum, und die unterschiedenen Abänderungen des Lehnsystems zu erklären. 3) Die unmittelbaren Folgen, von Pipins und Carls d. G. Schenkung an den heil. Stuhl, oder, welches eben das ist: den Zustand des H. St. zur selbigen Zeit angenommen, die Erstreckung und die Stärke der Hierarchie historisch zu bestimmen. 4) Aus den Kreuzzügen, und den Kriegen der großen und kleinen

nen Vasallen, den Ursprung und Fortgang des Bündnißsystems herzuleiten. 5) Vermittelt der Begebenheiten unter Ludwig XI.; Ferdinand dem Catholischen und Carl V.; einen richtigen Begriff von dem Staatsrechte zu geben, das damals in Europa entstand. 6) Die unterschiednen Vorfälle bey diesem politischen Rechte vorausgesetzt, den Anfang des Soldatensystems zu bestimmen. — Eine solche Historie müßte allerbing's für einen Philosophen sehr unterhaltend seyn. IV. Hr. von Catt über die Physiognomie. Wie gut es wäre, wenn man es den Menschen gleich ansehen könnte, was an ihnen ist! Aber weil es nun der liebe Gott anders gemacht hat, nun, so ist es so auch gut!

Astronomische Beobachtungen.

Hr. Joh. Bernoulli theilt aus vielen Beobachtungen von Jupiterstrabanten, nur einige mit, die er auf der Kön. Sternwarte mit einem dollondischen achromatischen Fernrohre angestellt hat. Es hat etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß Brennweite, und mit den Ocularen, die er gebraucht hat, vergrößert es 8mal.

VIII.

Geschichte des Osmanischen Reichs, von seiner Stiftung an, bis auf gegenwärtige Zeiten. Nach dem Französischen des Hrn. de la Croix, mit Verbesserungen, von Joh. Christoph Fried. Schulz. Erster Band. Frankfurt und Leipzig, im Verlag der Buchändler-Gesellschaft, 1769. 519 Seiten, außer den Vorreden.